

Bechert, Johannes: Die Diathesen von *ιδεῖν* und *ὄραν* bei Homer. 2 Bde. München 1964, 8°, XXX, 475 S. (Münchner Studien zur Sprachwissenschaft, Beiheft F).

Der ungeheure Umfang der Sekundärliteratur über das Griechische, namentlich über die homerische Sprache, verführt den Außenstehenden leicht zu dem Glauben, hier seien bereits alle Probleme gelöst und bis ins Detail geklärt. Die vorliegende umfangreiche Arbeit von J. B. zeigt in jedem Absatz, daß dies keineswegs der Fall ist. Zwar sind die darin behandelten Problemstellungen zum größten Teil nicht neu, aber die Entwicklung der neueren Sprachwissenschaft mit ihrer verfeinerten Begriffsbildung gestattet, sie ganz neu anzupacken. Typisch für die älteren Bearbeiter und ihre Nachzügler ist das Bestreben, die Vielfalt der Anwendungsweise grammatischer Kategorien auf „einheitliche Begriffe“ zurückzuführen (2). Wenn gleich der Verf. mit seiner dagegen gerichteten, programmatischen Behauptung „Eine grammatische Kategorie bildet synchronisch eine Einheit, die nicht begrifflicher Natur ist. Sie läßt sich nie befriedigend auf einen Begriff reduzieren; das legt den Schluß nahe, daß die Begriffe unseres Denkens von grundsätzlich anderer Struktur sind als die grammatischen Kategorien“ (3) vielleicht doch etwas zu weit geht<sup>1</sup>, so bildet sie doch den gesunden Ausgangspunkt zu einer organischen, vom konkreten Einzelfall ausgehenden Behandlung der grammatischen Kategorien<sup>2</sup>. Das heißt aber, sich die Aufgabe nicht gerade leicht machen: neben der Verpflichtung, den gesamten Belegstand bis ins Einzelne zu diskutieren, kommt im Falle des homerischen Mediums noch dazu, daß es sich um eine tote, metrisch eingeeengte, dialektisch gemischte und aus verschiedenen chronologischen Schichten bestehende Kunstsprache handelt. Der Verf. hat seine Aufgabe mit großer philologischer Gründlichkeit, unter Heranziehung der Scholiasten und z. T. entlegener Sekundärliteratur, bewältigt.

Die Einleitung (1—21) kann auch mit Gewinn von jemandem gelesen werden, der nicht die Absicht hat, den dickleibigen philologischen Hauptteil durchzuarbeiten. Der ablehnenden Besprechung

<sup>1</sup> Die grammatischen Kategorien scheinen zumindest einheitlich intendiert. Der Fehler der Früheren bestand wohl weniger darin, daß sie nach einer begrifflichen Grundlage suchten, als daß sie diese Begriffe von vornherein in sprachfremden, der Logik entlehnten Abstraktionen suchten und auch zu finden glaubten.

<sup>2</sup> Wegen der überraschenden Ähnlichkeit in Stoffgebiet (Epos), Problemstellung und Methode möchte ich auf eine im gleichen Jahr erschienene indologische Dissertation hinweisen: H. Konrad Meißner, Simplex und Verbalkompositum in Tulsī Dās' Rāmāyana cale jānā — cali ānā — uṭhi dhāna (I Dissertation und II Texte, Marburg 1964).



der Arbeiten von Gonda (2—5) und Boeder (5—10) folgen wichtige Bemerkungen über die Natur von Transitiv, Intransitiv, Objekt im Idg. („in der altidg. Sprachform gilt die Beziehung zwischen Prädikat und Subjekt mehr als das Verhältnis des Prädikats zu den Objekten . . .“ 14f.) und vor allem über die „naive“ Bedeutung homerischer Verben, die „oft eine äußere und innere Handlung zugleich (bezeichnen)“ (18ff.), wozu auch ein 1965 in dieser Zeitschr. erschiener Aufsatz zu vergleichen ist<sup>1</sup>. — Zu Beginn des Hauptteils wird das „Urphänomen“, der Vers A 262 *οὐ γάρ πω τοιοῦτος ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι οἶον* . . . B.: „Denn solche Männer habe ich nie erblickt und werde sie nie erblicken, wie . . .“, in dem *ιδεῖν* in beiden Diathesen vorkommt, mit großer Ausführlichkeit diskutiert (24—37). Die daran gewonnene Deutung, daß die „innere Beteiligung des Subjekts“ beim Futur-Konjunktiv überwiege, weil die „zukünftige Handlung dem Subjekt nicht als etwas Geschehenes vor Augen (liegt)“, sondern nur „durch seine eigene Absicht oder Erwägung zugänglich (ist)“ (35), ergibt den Ausgangspunkt für die Gesamtuntersuchung, als deren Ergebnis formuliert wird, daß bei den beiden Verben des Sehens (und damit letztlich trotz des Postulats von der Nicht-Einheitlichkeit der grammatischen Kategorien, s. o., wohl beim griechischen Verbum überhaupt) das Medium verwendet wird, wenn das Subjekt und seine besondere Beteiligung an der Handlung hervorgehoben ist, oder negativ, wenn die Aktion nicht hervorgehoben ist, ein Befund, der in älteren Arbeiten stellenweise geahnt, aber nirgends klar und systematisch herausgearbeitet worden ist. — Die Ordnung und systematische Durchbesprechung der Belege erfolgt in zwei Hauptteilen; der erste ist mehr dem Formal-syntaktischen gewidmet, d. h. der vielfachen Kombination der beiden Diathesen mit den verschiedenen Modi, der zweite gliedert die Belege nach der „Bedeutung“, d. h. nach dem seelischen Erlebnis (Freude, Staunen, Zorn usw.), in das das Sehen eingebettet ist. Vorausgeschickt ist ein Absatz, in dem sich Bechert mit der Behauptung auseinandersetzt, der Wechsel von *ιδεῖν* und *ιδέσθαι* sei rein metrisch zu erklären (39—58). B. kann zeigen, daß diese Annahme die auch sonst oft deutliche Tendenz erkennen läßt, Formel und Metrum im homerischen Epos bei solchen grammatischen Kategorien zur Erklärung heranzuziehen, die uns aus der eigenen Sprache nicht vertraut sind (Vorwort XXVIII), muß aber dann doch einschränkend zugestehen, daß der Gebrauch des Mediums von *ιδεῖν* schon in der epischen Sprache eine formelhafte Altertümlichkeit war, was die Sache noch mehr kompliziert.

<sup>1</sup> J. Bechert, Form und Charakter der Sprachen, am Beispiel des Griechischen, diese Zeitschr. 10, 1965.



B.s Arbeit stellt auf einem vielbeackerten Gebiet nach langer Zeit einen wirklichen Fortschritt dar. Wichtiger noch als das konkrete Einzelergebnis scheinen mir die darin enthaltenen methodischen und begrifflichen Anregungen, deren konsequente Befolgung sehr dazu beitragen könnte, das übliche, von der lateinischen Schulgrammatik und der eigenen Muttersprache bestimmte Bild vom Altgriechischen durch ein sachgemäßeres zu ersetzen.

D-6900 Heidelberg

Südasiens-Institut der Universität  
Scheffelstraße 6

Hermann Berger

Forssman, Bernhard: Untersuchungen zur Sprache Pindars. Wiesbaden, Otto Harrassowitz, 1966, 8°, 16, 171 S. (Klassisch-philol. Studien, hrsg. von H. Herter u. W. Schmid, 33). 26 DM.

B. F. apporte une solide contribution à la connaissance du dialecte de Pindare. Le dorien, de règle dans le genre de la lyrique chorale, constitue le fond de la langue; toutefois, des éléments d'autres parlers introduisent de la diversité dans nos textes. Une part de ces faits hétérogènes provient de la tradition (normalisation d'après le modèle de la *κοινή*, hypercorrections), mais la métrique garantit l'authenticité de formes non équivalentes aux correspondants doriens du point de vue de la prosodie; dans la structure du vers, *Διός* et *Ζηρός* ne sont pas interchangeables. Des particularités étrangères au dialecte de base remontent donc à Pindare lui-même. Aussi, même en l'absence de la preuve métrique, l'élimination systématique des traits aberrants trahit maintes fois les intentions de l'auteur. B. F. examine les problèmes de l'aspiration initiale et de la concurrence entre *ā* et *η*; là le mètre n'est d'aucun secours, et le savant utilise des critères philologiques; seules les données concordantes de la majorité des manuscrits ou des meilleurs d'entre eux fournissent matière à réflexion. Dans le cas de l'aspiration initiale de mot, la négligence des copistes dans la notation de l'esprit oblige à des précautions particulières; aucune certitude n'existe en dehors des synalèphes. Une crase ou une élision représente, en effet, une condition privilégiée: la nature de la consonne finale du premier mot renseigne sur la présence ou l'absence d'un souffle à l'initiale du second. B. F. pose ces principes, puis envisage dans une première partie huit termes problématiques du point de vue phonétique. Dans une série de mots,